Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 17 (1916-1917)

Artikel: Elsass-Lothringen
Autor: Schuchardt, Hugo
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749242

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ELSASS-LOTHRINGEN

Ob die Äußerungen des Herrn Ed. Combe im Hefte vom 1. Juli d. J. (unter dem Titel *Les forces morales*) mit seiner Eigenschaft als Schweizer in Einklang zubringen sind, das zu entscheiden bin ich weder befugt noch befähigt, und seinen wüsten Ausfall auf die Deutschen abzuwehren, das halte ich als Deutscher unter meiner Würde. Aber weil Ansichten wie die Combes auch auf alle emporkeimenden Friedensgedanken sich wie ein tödlicher Reif legen müssen, deshalb widme ich ihnen ein paar Worte. In Combes Augen ist die Weltlage eine höchst einfache: es gibt keine Neutralen; die Menschheit, die Welt steht gegen die Deutschen, und das heißt Ormuzd gegen Ahriman.[1]) Über das Statistische will ich nicht mit ihm rechten; die ungeheure Übermacht der einen erkenne ich an. Allein wenn immer auf Seiten der Minderheit die größere Tapferkeit zu finden ist, so keineswegs die größere Sittlichkeit immer auf Seiten der Mehrheit.

Combe sagt: „Man gehe nach Chile, nach China, nach den Vereinigten Staaten, man nehme die Zeitungen zur Hand, die am genauesten die öffentliche Meinung widergeben; von einigen abgesehen, die sehr augenscheinlich sich von ihrem Interesse oder von unmittelbaren Einflüssen lenken lassen, überall begegnet man der feierlichen Beteuerung, dass das Recht über der Gewalt steht.“ Wir haben hier die schönste *petitio principii* und zugleich die kindlichste Vorstellung von der Tagespresse, und nicht bloß der chinesischen. Was Combe als Ausnahmen betrachtet, erweist sich bei näherem Zusehen als die Regel. Ich habe im Hefte vom 15. November vorigen Jahres „Ein wenig Philologie“ behauptet, dass in diesem Kriege die Handlungen der Staaten oder Völker durch ihre eigenen Interessen bestimmt werden und dass, wenn auch auf weiterem und versteckterem Wege, die Sympathien der nicht unmittelbar Beteiligten derselben Quelle entstammen. Gewiß

---

[1]) Soeben stoße ich in dem Buche *Klokke Roland* (18. Auflage) von dem dänischen Dichter J. Jörgensen auf eine Stelle, die eine ganz ähnliche Anschauung ausspricht (ich übersetze): „Germania gegen Rom. Das ist, in eine Formel gefasst, des Weltkrieges innerstes Wesen. Eine auf Gefühl, Leidenschaft, Willkür und Egoismus gebaute Kultur gegen eine auf Vernunft, Überlegung, Willen und Altruismus gebaute. Eine heidnische Kultur, um das letzte Wort zu sagen, gegen eine christliche.“

gibt es sittliche Gewalten; aber sind sie hinter der Eroberung Kiautschaus und den amerikanischen Munitionslieferungen zu suchen? Hinter der Bedrängung der Kleinen durch die Großen, hinter dem Lauern der Schwächeren auf günstige Gelegenheiten? Alles geschieht nur wegen der eigenen Interessen, auch ohne, ja gegen die Interessen der Menschheit. Ich habe darauf hingewiesen, wie Gefühle und Urteile durch Abstammung und Umwelt beeinflusst werden; auch Combe erkennt die hohe Bedeutung der Stammverwandtschaft an — aber er bedenkt nicht, dass seinem Ausnahmefall: „sogar in Schweden" der andere gegenübersteht: „sogar in Spanien".

Sprachgemeinschaft überwindet den stärksten Widerstand; man sehe Nordamerika in seinem Verhalten zu England. Fast ebenso wirkt die Beschränkung der Kenntnisse auf eine einzige Fremdsprache; in Südamerika seien alle französisch, deutsch nur die Deutschen. Was diese sagen, verpufft wie im luftleeren Raume; was ihre Feinde sagen, erfährt tausendfachen Widerhall. Wer über ein Volk in sittlicher Hinsicht aburteilen will, der habe auch die Schuldbücher der andern vor sich aufgeschlagen; nur aus der Vergleichung erwächst immer und überall die Wahrheit. Vorderhand wird es freilich kaum dem kenntnisreichsten, tiefstdenkenden, gerechtigkeitsliebendsten Menschen gelingen, sich über alle Schranken zu erheben. Auch dem Belgier Paul Otlet ist es nicht gelungen in seinem dem König Albert gewidmeten Buche: *Les Problèmes internationaux et la guerre* (1916), obwohl es von dem Streben nach echter Wissenschaftlichkeit durchdrungen zu sein scheint. Die Voreingenommenheit gegen die Deutschen verrät sich oft genug.[1]) Schließlich geht es nicht

[1]) Zwei Beispiele davon. Seite 9 heißt es: „L'Allemagne avait élevé sa nouvelle génération dans le mépris des autres nations." Das ist ganz und gar unrichtig. Wenn sich das Selbstgefühl Deutschlands gesteigert hat, so ist das nur ein Rückschlag gegen die Missachtung, die es so lange Zeit hindurch seitens der andern Großmächte erfahren hatte. Seite 23: „Les Allemands dans bien des cas, rapporte-t-on, n'auraient pu continuer leur offensive qu'en mitraillant par derrière ceux de leurs soldats qui, exténués et découragés par la résistance opiniâtre de l'adversaire, se résignaient à tourner le dos." Otlet scheint dies als erwiesen anzusehen; es sei ja von deutscher Seite nicht in Abrede gestellt worden. Als ob das bei all den zahllosen Verleumdungen möglich gewesen wäre, und wenn so, ob erfolgreich? Bei uns wird die gleiche Sache von den Russen erzählt, und auf diese, nicht auf die Deutschen paßt es, wenn an jener

an, sich auf diejenigen Deutschen zu berufen, die den Splitter im eigenen Auge sehen, aber nicht den Balken im Auge des Gegners; es mag das als sittliche Kraftleistung gelten, aber es bringt uns dem Ziele nicht näher. Man beschuldigt das deutsche Volk, dass es seinem Berufe untreu geworden sei, zwischen den Völkern Europas zu vermitteln, sie in der Kultur zu verknüpfen, und vergisst, dass, soweit das richtig ist, eben diese, wenigstens seine großen Nachbarn, die Schuld daran tragen. Ja, sie haben, die eigene Macht unaufhörlich erweiternd, der Einigung und Erstarkung der Deutschen nur Misstrauen, Missgunst, Hass entgegengebracht; sie haben sie als krankhafte Träumer verspottet, und nun, da diese sich in gesunde Wirklichkeitsmenschen verwandelt haben, zerbrechen sie sich die Köpfe darüber, welche Krankheit bei ihnen ausgebrochen sei.[1] Man mag es einem Schweizer nicht verübeln, wenn er das begreifliche Interesse der Engländer, sich die Oberherrschaft über die See zu erhalten, als eine allgemeine Notwendigkeit, fast als eine Art Sittengebot darstellt (so vor einiger Zeit in der *Neuen Zürcher Zeitung*); aber es ist wesentlich, dass Deutsche das gleiche tun, ohne daran zu denken, dass die Freiheit der Meere für die Deutschen ein Lebensinteresse bildet. Fast muss man annehmen, neben der „Patriotitis" gebe es auch eine „Pazifitis".

Ohne Vergleichung ist kein Ausgleich denkbar; ohne Verstehen keine Verständigung. Man muss sich vorübergehend in die Seele des andern versetzen; sollte man ihn hinterher nicht anders beurteilen als vorher, sicherlich wird man sich selbst etwas anders beurteilen. Vielleicht ist das sogar in dem bestimmten Falle möglich, in dessen Beleuchtung die Ergüsse Combes gipfeln, nämlich dem Fall von Elsaß-Lothringen. Doch will ich mich hier nur auf den Teil der Reichslande beziehen, welcher deutsches Volkstum trägt. Inwiefern über die volklichen Grenzen hinaus natürliche und

---

Stelle von „coups de martinet" die Rede ist. Es wird sich wohl um eine fälschende Übertragung handeln, wie bei so vielen deutschen Abbildungen in französischer und russischer Wiedergabe.

[1]) Hierher gehört auch, was ich bei J. Jörgensen lese: „Germania ist Weib und hat alle Weibeseigenschaften". Da nun die Deutschen zugleich „Hunnen" sind, so folgt, dass auch die Hunnen Weiber waren, und da auch die Deutschen schon seit langer Zeit den Franzosen weibliche Art zuerkannt haben (besonders auch „die Unzugänglichkeit für Beweise und Logik", die Jörgensen bei den Deutschen findet), so entsteht eine heillose Verwirrung.

geschichtliche, militärische und wirtschaftliche berechtigt sind, das lasse ich ganz beiseite; wie die Demokratie auf eine solche Frage antwortet, erfahren wir aus den Ansprüchen Italiens. Wenn ich nun den Wunsch ausspreche, die andern möchten einmal das Elsaß[1]) durch die deutsche Brille betrachten, so weise ich mich zuvor über meine Fähigkeit aus, es durch die französische Brille zu betrachten. Man möge daher die sehr persönliche Färbung meiner Worte entschuldigen.

Nie, außer in Kriegszeiten, bin ich franzosenfeindlich gewesen; mein Lieblingstraum war die enge, ergänzende Berührung zwischen der französischen und der deutschen Kultur; die Selbständigkeit der letzteren sah ich nur von seiten Englands bedroht. So vor 1870 und nach 1870. Unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges, am 14. Juli 1870, schrieb ich von Leipzig aus an meine Eltern (in einer eigentümlichen Laune bediente ich mich der französischen Sprache): „En général, j'ai trop de sympathies pour la race latine pour ne pas déroger un peu à ma qualité d'Allemand; j'aime trop la verve et le brio des peuples méridionaux pour ne pas avoir en grippe la roideur et la froideur de notre nord; mais dès que j'entends le cri de bataille, je renais bon Allemand et bon Prussien; j'ai de quoi entrer en enthousiasme, car ce n'est pas mon habitude de sentir à demi ce que je sens". Jener Traum ist endgültig zerflossen. Aber den Schmerz der Franzosen um das Elsaß begreife ich, ja vermag ich nachzufühlen. G. Hervés *L'Alsace-Lorraine* von 1913 hat mir (in der Übersetzung von Fernau) tiefe Einblicke in die französischen Stimmungen gewährt. Ein Bild von Georges Scott aus dem August 1914 rührt mich: neben einem umgestürzten Grenzpfahl stürmt ein französischer Soldat vorwärts und umarmt eine hübsche Elsäßerin, die sich zärtlich an ihn anschmiegt. Treue um Treue, ja! Aber auch Deutschland übt Treue, nicht nur im Andenken an eine tausend-

---

[1]) Wenn ich hier nur vom Elsaß rede, so begreife ich im wesentlichen Lothringen mit: Über die Reichslande äußert sich Hervé (S. 109) für einen ehemaligen Gymnasialprofessor recht befremdlich: „Es ist nun aber eine Tatsache, dass, wenn Elsaß auch deutsche Mundarten redete, Lothringen andererseits nur französisch sprach." Ebenso sagt er S. 89 f.: „Aber das anektierte Lothringen spricht französisch. Aber das 1866 Dänemark entrissene Schleswig spricht dänisch." Das tut nur Niederschleswig. Um eine geographische Verwirrung kann es sich doch nicht handeln wie bei E. Bourciez *Eléments de linguistique romane*, S. 482 (quelques Allemands dans le Tyrol).

jährige Geschichte des Elsaßes und an die, welche in der Zwischenherrschaft deutsches Wesen fortpflanzten, sondern auch gegen die, welche seither ihr Herz dem Mutterland wieder zugewendet haben. Das sollte doch gerade den Franzosen natürlich erscheinen.

Das Elsaß wurde einst von Frankreich genommen — die Deutschen sagen: geraubt; es wurde dann von Deutschland wieder genommen — die Franzosen sagen: geraubt. Französiert wurde es erst durch die französische Revolution. Deutschland, das 1815 die Zurückgabe nicht durchsetzen konnte, verschmerzte es, ohne es zu vergessen. Frankreich aber verlangte seitdem, bald mehr bald weniger ungestüm, auch das übrige linke Rheinufer, auf das es nicht das geringste, wirklich begründete Anrecht hatte. Im Jahre 1841 schrieb Moltke: „Wenn Frankreich jene Verträge von 1814 und 1815 nicht mehr anerkennt, die einzigen Rechtstitel, die ihm seinen alten Raub an Deutschland gesichert haben, obgleich sie uns sehr nachteilig sind; — wenn Frankreich selbst diese Verträge bricht, so sollten wir uns, in dem festen Entschluss vereinigen ..... jene Verträge nie wieder zur Basis eines neuen Friedens zu machen, sondern das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken, bis uns unser ganzes Recht geworden ist, bis Frankreich seine ganze Schuld an uns bezahlt hat.“ Mit beschleunigter Geschwindigkeit steuerte Frankreich seit 1866 auf den Krieg mit Deutschland los. Der merkwürdige Ruf: *revanche pour Sadova* pflanzte sich bis an das Ufer des Genfersees fort, wo ich 1867 mich längere Zeit aufhielt. Ich begegnete dort, bei alten und neuen Bekannten, einer ziemlich deutschfeindlichen Stimmung; man verbessere das nicht in „preußenfeindlich“, die Worte *pour Sadova* waren ja nur der Deckmantel für eine kleine Fälschung. Am meisten verletzten mich die Äußerungen elsäßischer Studenten, mit denen ich auf einem Bankett zusammentraf; man hatte öfter vom Elsaß als einem geistigen Bindeglied zwischen Deutschland und Frankreich gesprochen, nun erfuhr ich wieder einmal, dass die Neubekehrten die Schlimmsten sind; ich hatte die Empfindung, dass gerade im Elsaß der Krieg am eifrigsten geschürt wurde. Im Sommer 1870 erfolgte Frankreichs Angriff; ich befand mich damals als Privatdozent in Leipzig, also im Herzen Deutschlands. Während der Vorstellung des *Wilhelm Tell* im Stadttheater, erhob sich, obwohl der französische Generalkonsul P. aus seiner Loge lebhaft abwinkte, in stürmischer Begeisterung das ganze

Haus bei den Worten: wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern. Und von da an erscholl aus jedem Munde der Ruf: das Elsaß! es war aber nur die Antwort auf den Kriegsruf: das linke Rheinufer! In einer der französischen Zeitungen, die noch kurze Zeit nach dem Kriegsausbruch in Leipzig eintrafen — ich glaube, es war der *Figaro* — sah ich ein Bildchen, das tiefen Eindruck auf mich machte: französische Soldaten mit dem Ausheben von Grenzsteinen beschäftigt. Hätten die Franzosen die Rheinprovinz erobert, so würden sie sie behalten haben. Warum nun bezeichnen ihre Freunde zwar die Wiedernahme des Elsaß als Verbrechen, aber nicht jenes als ein weit größeres Verbrechen? Etwa weil es nur geplant war? oder weil es durch ein „Plebiszit" gemildert worden wäre? Darauf könnte man nur mit einem Lächeln antworten. Übrigens erinnere ich an die Erklärung, welche die Abgeordneten Elsaß-Lothringens, Léon Gambetta an der Spitze, am 16. Februar 1871 in der französischen Nationalversammlung abgaben: „Wir nehmen unsere französischen Mitbürger, die Regierungen und Völker der ganzen Welt zu Zeugen, dass wir von vornherein alle Akte, Verträge, Abstimmungen oder *Plebiszite* als null und nichtig ansehen, die in die Abtretung eines Teiles oder des Ganzen unserer Provinzen Elsaß und Lothringen einwilligen würden."

Zu den allgemeinen Schwierigkeiten durch „Plebiszite", Volksabstimmungen, die Stimmungen von Menschengruppen zu ermitteln und die Ergebnisse in Wirksamkeit zu setzen, gesellt sich zuweilen eine besondere Schwierigkeit, so auch in unserem Falle: die Zugehörigkeit zu einem Staate und die zu einem Volke decken sich nicht. Die Elsäßer von 1870 fühlten sich in politischem Sinne durchaus als Franzosen; aber nicht in bezug auf die Sprache. Sie waren nicht „Welsche", sie wollten nicht „Welsche" werden. Natürlich handelt es sich dabei zunächst um die einsprachigen, d. h. nur deutsch redenden, die den weitaus größten Teil der Elsäßer bildeten; von den zweisprachigen, selbst wenn sie das Französische nur unvollkommen beherrschten, werden wohl die meisten dieses als Muttersprache angegeben haben. Die ersteren sind hauptsächlich durch die Festangesessenen, durch die Landbevölkerung vertreten; sie sollte überall, bei jeder Abstimmung den Ausschlag geben. Allein in den demokratischen Ländern ist es ehrgeizigen Advokaten beschieden, Regen und Sonnenschein zu machen.

Den Zwiespalt, der also vorhanden ist, übersehen die Franzosen entweder gänzlich oder sie drücken seine Bedeutung herab; entweder schließt die Staatsangehörigkeit an sich die Volksangehörigkeit ein oder sie soll sie einschließen. In Wirklichkeit verhält es sich umgekehrt: das Gefühl für diese ist fester und dauerhafter als das für jene. Zu Ende des 18. Jahrhunderts begeisterten sich Köln und Mainz für die französische Republik und wurden ihr auch einverleibt. Einige Sympathien für Frankreich fand ich am Rhein noch vor, als ich 1861 die Universität Bonn bezog; man war nicht allzu preußisch gestimmt. Die Bauern sagten von ihren Söhnen, wenn sie zum Militärdienst einrücken mussten, sie seien zu den „Preußen" gegangen, und in der Faschingsfreiheit bekamen die Offiziere manches sehr freie Wort zu hören. Ich wohnte zuerst in einem Haus am Markt, das einem reichen Tuchhändler B. gehörte; als ich einst unpässlich im Bette lag, besuchte mich der am Geschäfte teilnehmende Sohn, der beträchtlich älter war als ich. Ich vernahm militärischen Lärm auf dem Markt und fragte, was denn los sei. „Ach nichts," erwiderte der junge B., „der Kronprinz ist da und hält Parade ab; ich sehe gar nicht hinaus... ja, wenns noch der Kaiser Napoleon wäre!" Solche Spuren sind aber in wenig Jahren verweht worden. Durften oder dürfen hierauf und auf den noch lange am linken Rhein fortlebenden Code Napoléon die Franzosen sich für ihre alte und nun wieder stark erwachte Sehnsucht nach diesem Gebiete berufen?

Die politische Gesinnung der Elsäßer hat nichts mit ihrem Volkstum zu tun; dieses ist von der starken, natürlichen Hülle der Sprache umschlossen, der alemannischen Mundart, die hier um nichts französischer ist als im Großherzogtum Baden oder in der Schweiz. Ihr stand auf französischer Seite die lothringische Mundart gegenüber; beide waren in den Augen der Franzosen „Patois", also gleichberechtigt, d. h. neben der Staatssprache, der *langue nationale* rechtlos, nur geduldet; beide dem Tod geweiht. Das deutsche „Patois" wäre wohl erst später von ihm erreicht worden; aber das weist nicht auf eine Vorzugsstellung hin. Während das französische sich mehr und mehr in das Hochfranzösische aufgelöst und so das Franzosentum gestärkt hätte, würde das deutsche abgestorben sein und mit ihm alles Deutschtum. Dauzat, *La langue française d'aujourd'hui*, sagt S. 187: „En Alsace-Lorraine, avant

l'annexion, la France n'avait rien fait — ou presque — pour répandre la connaissance du français dans la région de langue allemande." Das ist nicht richtig; es bestund ein Zwang, ein langsamer und unauffälliger, aber um so stärkerer und sicherer — es genügte eben das einfache Vorhandensein einer *langue nationale,* die im öffentlichen Verfahren, in der Gesetzgebung, in der Schule, im Heere lebte und wirkte. Eine deutsche Verwaltung des deutschen Elsaßes wäre ja undenkbar gewesen, ein Gegenstück zu der ungeschmälerten Oberherrlichkeit des Hochitalienischen über die italienischen Volksmundarten in Südtirol.

Vielleicht sind die alemannischen Schweizer am ehesten befähigt, sich in die alemannischen Elsäßer hineinzufühlen. Das Französische breitet sich, Dauzat zufolge, in der Schweiz mehr und mehr als Literatursprache, als „zweite Sprache" aus; und jedem fällt dabei das Schwanken des jungen K. F. Meyer ein. Aber lässt sich erwarten, dass je in allen Belangen das Französische das Schwyzer-Dütsch überschatten, also die Stellung des Hochdeutschen einnehmen werde? Wenn Deutschland dem Rumpf der elsäßischen Mundarten den dazu gehörigen Kopf aufgesetzt hat, so ist das keine Vergewaltigung; es ist zum Schutz, nicht zum Trutz geschehen. Vor dem Kriege hat der Sprachenkampf bestanden und wird nach ihm bestehen; aber während des Krieges hat es sich gezeigt, welche unübertrefflichen Helferinnen die Sprachen zu sein vermögen. Dauzat hat Recht zu sagen (S. 181): „Si le français a hérité du prestige du nom et de la civilisation latine, si son pouvoir d'action et de rayonnement est incontestablement supérieur à celui de l'allemand, il n'en est pas moins vrai, malheureusement pour nous, que la vitalité, la force d'expansion de la race germanique est supérieure à celles des races latines." Nichtsdestoweniger ist es wahr — und dies unglücklicherweise für uns — dass die überlegene deutsche Lebenskraft sich meistens zugunsten fremden Volkstums betätigt hat; kein großes Volk der Neuzeit ist in dem Maße von Entvolklichung betroffen worden wie das deutsche (siehe *Wissen und Leben* vom 1. Juni 1915, S. 605 ff.). Es kann nicht daran denken, fremdes Volkstum zu erobern, sondern nur sich nicht von ihm erobern zu lassen. Man traut seinen Augen nicht, wenn bei E. Rignano *(Die Ursachen des Krieges und das Friedensproblem* vom 1. Juni 1915 — ich kenne die Schrift nur in Jespersens dänischer Übersetzung)

liest: „Zwei Regierungsideale sind in diesem Kriege zusammengestoßen: das englische Ideal von einer Republik freier Nationen verschiedener Größe und Macht, die kraft einer freiwilligen Übereinkunft zusammen an dem Fortschritt der Menschheit arbeiten und das preußische Ideal von einem einzigen Staat, der alle andern beherrscht und es versteht, despotisch der übrigen Welt seine Sitten, sein Wesen und seine Kultur aufzuzwingen.“ Nicht das erste ist das englische Ideal, wie Englands Vorgehen gegen die kleinen Staaten heute mehr denn je offenbart, sondern das zweite, wie ausdrückliche Zeugnisse aus englischer Feder bestätigen. Wir streben nichts an als die freie, ungehemmte Entwicklung unseres Volkstums. Man ruft uns zu: es ist nutzlos, in ein paar Jahrhunderten wird jeder deutsche Laut auf der Erde verstummt sein. Nun, so bleibt uns nichts übrig als dieses Ende möglichst hinauszuschieben. Auch die Arbeit der ganzen Menschheit wäre ja in diesem Sinne nutzlos, da dereinst die Erde vereist sein wird.

GRAZ HUGO SCHUCHARDT

□□□

RUHE

Von ROBERT JAKOB LANG

Nun steht die Nacht im Lande.
Ein Sternlein blüht am Rande
Der blauen Hügel silbern auf;
Und alles ist vergangen,
Was Not uns schuf und Bangen
Und reiht sich in den großen, stillen Lauf.

Ein Sternlein überm Hügel.
Ich leg des Tages Zügel
Gemut und trostvoll aus der Hand.
Nun will ich ruhig warten,
Bis aus dem Himmelsgarten
Die tausend Blumen leuchten in das Land.

□□□